

Ernstfall Diakonie

Christliches Handeln als Verkündigung

Schon im Alten Testament offenbart sich Gott weniger in einer Lehre als vielmehr in Begegnungen mit Menschen. Im Neuen Bund tritt Gott selbst in die Geschichte der Menschheit ein, er wird Mensch. Davon ausgehend mißt der Autor auch dem Handeln der Christen, durch das sie mit andern in Beziehung treten, eine theologische Qualität bei: es ist Verkündigung der Frohbotschaft. (Redaktion)

1. Handeln und Bedeutung

Bereits die Bedeutung eines *Wortes* wird vom Zusammenhang der Handlungen bestimmt, in dem es gebraucht und erlernt wird. Wenn das Kind „Mama“ sprechen lernt, dann geschieht dies immer im Zusammenhang mit ganz bestimmten Interaktionen, in denen die Mutter mit dem Kind umgeht und diese Begegnung mit dem Namen „Mama“ für das Kind benennt. Dieses Verhältnis von Wort und Wirklichkeit gilt für alle Ebenen. So definieren sich große Worte wie Gerechtigkeit und Freiheit, die jeder im Mund führt, erst von daher, wie die Wirklichkeit im Zusammenhang mit diesen Worten aussieht: so sieht die Freiheit, die die Diktatoren im Munde führen, für das Volk anders aus als eine Freiheit, die im Zusammenhang mit demokratischer Wirklichkeit gedacht und besprochen wird. Obwohl solche Worte fast eine automatische Zustimmungsqualität haben (jeder ist dafür!), ist mit ihnen nicht viel gesagt, wenn nicht dazu gesagt und beschrieben werden kann, wofür der Sprecher *tatsächlich* ist. So zeigen sich in der gegenwärtigen Friedensdiskussion unter dem Stichwort „Friedenssicherung“ auch zwei völlig unterschiedliche Handlungskonzeptionen, einmal die Auf-, zum anderen die Abrüstung. Ein Begriff erhält also seine Vereindeutigung nicht nur und nicht zuerst dadurch, daß seine Qualität in unseren Gedanken abstrahiert und definiert wird, sondern auch und vor allem dadurch, daß man auf eine Wirklichkeit oder ein Handeln *hindeuten* und sagen kann: „Schau her, wie ich das tue, wie der andere das tut, das meine ich, wenn ich von Freiheit oder von Frieden rede!“

Um einen Begriff verstehen zu können, muß er also auf seine materialen bzw. seine kommunikativen Inhalte gebracht werden: diese können durch Hindeuten auf Verhältnisse und Ereignisse beschrieben und erzählt werden. Erst wenn ich also davon etwas sagen kann, daß und wie ein Wort mit einem bestimmten Handeln verbunden ist, gewinnt dieses Wort Bedeutung und Sinn für die Realität.¹ Alle anderen Definitionen treffen den Kern des Problems nicht, d. h. die Frage, welches Handeln mit einem Stichwort (z. B. „Frieden“) verbunden ist.

Gegen mögliche Mißverständnisse sei betont, daß der hier verwendete Handlungsbegriff nicht nur unmittelbar aktives Tun meint, sondern sich überhaupt auf menschliches Handeln, z. B. auch auf das Schweigen und Warten, bezieht. Letzteres gehört integrativ zum Handlungsbegriff dazu, weil ich Handeln als ein Begegnungshandeln zwischen Subjekten verstehe, wozu nicht nur das Reden, sondern auch das Schweigen, nicht nur die Aktivität, sondern auch das Erleiden gehört.

¹ Vgl. dazu O. Fuchs, Biblische Geschichten und christliches Handeln, in: *Katholisches Bibelwerk e. V.* (Hg.), *Dynamik im Wort. Lehre von der Bibel. Lehre aus der Bibel*, Stuttgart 1983, 361–383.

Von diesen Überlegungen her wird nun umso deutlicher und einsichtiger: Biblische Gottesaussagen entstehen dadurch, daß vom Handeln Gottes in der Geschichte und in Geschichten erzählt wird und daß in Verbindung mit seinem Namen auf diese Erzählungen hingedeutet werden kann.

2. Jahwes Bedeutsamkeit in Geschichten

Das biblische Gottesbild bringt bereits an den Tag, daß jüdisch-christliche Theologie nicht ohne konkrete Begegnungsgeschichten und damit nicht ohne Handeln auskommt. Betrachtet man etwa die Gotteserfahrungen des Alten Testaments, dann zeigt sich vor allem in der biblischen Offenbarung des Jahwe-Namens (Ex 3, 14) etwas ganz Eigenartiges und zugleich Charakteristisches: Dieser Name „Ich bin, der ich bin bzw. der ich sein werde!“ enthält in sich keine generelle und abstrakte Eigenschaft, mit der Gott benennbar wäre. Der Name sagt „nur“, daß Gott *da* ist und *da* sein wird! Der Name bezeichnet in dieser Form einen personalen Bereich, der offenbar nicht auf einer vom Konkreten abgelösten Ebene bestimmbar ist. In dieser Hinsicht ist der Name „leer“ oder besser, er ist *offen* für eine „Füllung“, die es erst noch zu erfahren gilt. Dies trifft sich mit dem alttestamentlichen Anliegen, daß man sich von Gott kein Bild machen darf!²

Für Israel wird dieser Eigenname Gottes erst dadurch zum Bedeutungsträger, daß er in Verbindung mit ganz bestimmten Interaktionen, mit Begegnungen und Geschichten, erfahren und erzählt wird. Der Name „Jahwe“ wird beispielsweise inhaltlich gefüllt, indem er in der Erinnerung mit der Exoduserzählung oder mit dem Gott, wie er den Vätern begegnet ist, verbunden wird: Gott ist durch deren Geschichten und Erfahrungen bekannt geworden und zwar als einer, der auf der Seite der Menschen steht und sie befreit.

Der Jahwe-Name „füllt“ sich in Israel also nicht dadurch, daß sich einer hinstellt und abstrakt davon redet, wer Gott „ist“ und welche Eigenschaften (an Superlativen: allmächtig, allwissend, der Höchste usw.) Gott „hat“, und dieses mehr oder weniger abgeschlossene Summarium dann als Gott identifiziert, sondern Gott gewinnt semantische Konturen, indem hinsichtlich konkreter Erfahrungen von Menschen im *Zeitwort*, also in den Dimensionen von Begegnung und Handeln erzählt werden kann. Anders „handelt“ es sich nicht mehr um den biblischen Gott!

Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß Theologen mit Verstandeslogik argumentativ und spekulativ überlegen, wie man über Gott *nachdenken* und was man von ihm darüber hinaus aussagen kann. Nur darf sich diese „systematische Theologie“ nicht von ihrer Basis der Geschichten und Erfahrungen ablösen, in denen sich die entscheidenden, einmaligen und zugleich dadurch immer wieder für die Zukunft ermöglichten Begegnungen und Interaktionen zwischen Gott und Mensch ereignen. Erst eine „Füllung“ des Gottesbegriffes durch solche Erinnerung erlöst und befreit uns davon, Gott selber in unserem Denken produzieren zu müssen bzw. ihn unserem argumentativen oder auch magischen Zugriff unterzuordnen. Hier zeigt sich, daß gerade die *Personalität* Gottes insofern das *Geheimnis* Gottes rettet (und *nicht* verkleinert), als er in solchen konkreten Begegnungsgeschichten zwar konkret benennbar, aber nicht generell bestimmbar wird. Hier erweist sich das Alte Testament, dem immer wieder vorgeworfen wird, es sei zu anthropomorph und rede zu vermenschlicht von Gott, gerade als kritische Instanz gegenüber einer Theologie, die Gott in Gedanken umgarnen und in Systematisierungen ergreifen will. Insofern diese von Gott etwas besitzen will, ist sie anthro-

² Vgl. dazu ausführlicher O. Fuchs, Von Gott predigen, Gütersloh 1984, 13–21.

pomorpher als die Art und Weise, in der im Zusammenhang mit konkreten Begegnungsgeschichten in Israel von Gott erzählt wird. Denn diese Geschichten bleiben in ihrer Einmaligkeit offen für neue Geschichten in der Gegenwart und Zukunft, in denen Gott mit neuen Menschen auch neue und einmalige Begegnungsgeschichten eingeht, in denen seine in der Erinnerung der alten Geschichten liegende Verheißung immer noch einmal anders eingelöst wird, als es von uns Menschen kalkulier- und vorhersehbar ist.

3. Wort Gottes in der Tat

Was so im Alten Testament beginnt, gewinnt im *Inkarnationsgeschehen*, in der Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazaret, seine tiefste Begründung und Verwirklichung: In Jesus wird Gott selber Mensch und „definiert“ sich in seinen Interaktionen und Handlungen, in seiner Geschichte und fortan in der Erinnerung seiner Geschichte. Gott kommt nicht „von oben nach unten“ in Form eines Herrschaftswissens auf die Menschheit zu, indem er sich vor den Menschen allgemein darstellt und die Erlösung als Dekret einführt: „Weil ich die Liebe bin, deswegen seid ihr alle erlöst!“, sondern er riskiert dafür, um uns zu *zeigen*, daß er die Liebe ist, selbst eine Geschichte in Welt und Zeit, in der er vorkommt und in der er sich in den Worten und Taten eines Menschen „zeitigt“. Wer Gott ist, bestimmt sich seither durch die Biographie des Jesus von Nazaret. Um sich zu „bedeuten“, deutet Gott auf seinen geliebten Sohn, wie es meisterhaft in der Geschichte von der Taufe Jesu erzählt und „bebildert“ wird: „Und während er betete, öffnete sich der Himmel . . . und eine Stimme aus dem Himmel sprach: du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen.“ (Lk 3,22). Gott deutet auf Jesus: Schaut ihn an, dann wißt ihr, wer mit Gott zu *tun* hat; dann wißt ihr, was Reich Gottes *bedeutet*! Wer Gott ist, und was der Mensch sein könnte und sollte, bekommt seither seinen Inhalt von den Handlungen dieses Menschen und seiner Geschichte! Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte in der Verkündigung kann sich von dieser Vorlage nicht ablösen: wer von diesem Gott spricht, wird ihn nur dann auch für die Erfahrung des anderen „*bewahrheiten*“, wenn er so *handelt*, wie es Gott selbst in Jesus von Nazaret vorgelebt hat.

Jesus *spricht* vom Reich Gottes besonders dann, wenn er in der Begegnung mit Armen, Stigmatisierten und Schwachen seine Heilsbotschaft im Heilen *tut* bzw. indem er den Sündern Gottes Vergebung zuspricht. Mit den Großen und Mächtigen seiner Zeit, mit denen, die sich für gar nicht sehr sündig und recht perfekt halten, kann er offensichtlich nicht viel anfangen! In der Begegnung mit diesen kann er kaum zeigen, was das Reich Gottes ist, sondern was es nicht ist!

Dagegen wurden von Jesus vornehmlich die Menschen, die hilfsbedürftig waren, in seinen unmittelbaren Begegnungsbereich einbezogen. So stellt Jesus das Kind (damals wie heute als „Noch-nicht-Erwachsener“ angesehen) in die Mitte (vgl. Mk 2,27 ff), auch gegen das Bestreben seiner Jünger, die Kinder abzuwimmeln, weil sie diese für die Begegnung mit dem Rabbi für zu unwichtig halten. Aber das Kind wird nicht nur in die Mitte gestellt, sondern Jesus macht dieses Kind selber zum *Maßstab* dafür, wie der Mensch mit dem Reich Gottes umzugehen hat: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen (vgl. Mk 10,15). Das Kind wird also nicht etwa deswegen in die Mitte gestellt, um dort doch wieder Objekt des Hilfehandelns zu werden, sondern es wird selbst inhaltliches Kriterium dafür, wie die sogenannten Erwachsenen mit dem Leben, mit den Menschen und mit Gott umzugehen hätten.

4. Verkündigung durch, nicht statt Diakonie

Am Verhältnis von Diakonie und Verkündigung in unserer Kirche und an dem entspre-

chenden theologischen Bewußtsein erweist sich die aktuelle Brisanz solcher Einsicht aus dem Evangelium. Gerade hier steht das rechte Verhältnis von Orthodoxie und Orthopraxie auf dem Spiel, insofern die Orthodoxie bzw. die Verkündigung eine „klingende Schelle“, ja ein Etikettenschwindel ist, wenn dazu das entsprechende Handeln auf der Ebene der Diakonie fehlt bzw. nicht ebenbürtig gewürdigt wird.

Es scheint so zu sein, und dies ist ein schwerwiegendes Handlungsdefizit christlicher Gemeinde im Bereich der Diakonie, daß in unseren Pfarreien eine *direkte* Begegnung mit den Hilfsbedürftigen viel zuwenig wahrgenommen und riskiert wird.³ Es wird zwar viel gespendet, aber zugleich dadurch die Hilfeleistung selber an andere delegiert, die dann direkt im Umgang mit den Hilfsbedürftigen für letztere da sind (z. B. in den entsprechenden Caritasorganisationen). Schaut man sich die sogenannten Kerngemeinden in unseren Pfarreien an, so sind sie meistens aus den „Starken“ unserer Gesellschaft zusammengesetzt: die benachteiligten, behinderten und „kaputten“ Menschen kommen darin viel zuwenig vor. Dies ist schlimm, gehören doch nach dem Vorbild Jesu letztere zum Kern seiner Begegnungen und damit zum Kern der Gemeinde. Hier fällt eine Erfahrungsbasis aus, von der her ganz andere Verkündigung und auch Theologie möglich und nötig wären.

Wenn es stimmt, daß sich vor allem in der Begegnung mit den Kleinen, mit den Ange schlagenen und noch nicht Fertigen erfahren läßt, wer Gott für uns und für andere ist, dann gilt auch, daß alle Bereiche, wo Christen mit den Kleinen und Schwachen umgehen, die entscheidenden Orte sind, wo Gott „definiert“ wird. Von daher zeigt sich jedes Behindertenheim in kirchlicher Trägerschaft im *gleichen* Maße als Ort der Verkündigung (Orthopraxie) wie die normale Pfarrei, der es vor allem um die verbale Verkündigung (Orthodoxie) und um die liturgische Feier des Glaubens geht. Dies freilich ist im Bewußtsein der meisten Christen kaum vorhanden; sie meinen, daß das „Eigentliche“ von Kirche und Glauben in der Gemeinde geschieht, wenn die Pfarrer über Gott und die Welt reden. Sozialarbeit und Diakonie sind wichtig, aber sie sind auch nur „Konsequenzen“ aus dem Glauben.

Dies ist nach dem Vorbild Jesu wie auch nach der alttestamentlichen Gottesoffenbarung nicht richtig, denn danach gehört die Orthopraxie und das Begegnen integrativ zu Glaube und Verkündigung dieses Gottes dazu, insofern sich Gott nicht anders zeigt und offenbart denn *in* den entsprechenden Handlungen und Geschichten.

Deshalb steht der Notleidende im Zentrum der Kirche, deshalb gehören der Sozialarbeiter und die Kindergärtnerin in den inneren Bereich der Kirche; sie befinden sich nicht an ihrer Peripherie. Zum Zentrum der Kirche gehört auch die Art und Weise, wie z. B. Religionslehrer mit ihren Schülern *umgehen*; sie vermitteln den Glauben also nicht erst und nicht nur dann, wenn sie seine Inhalte kognitiv und argumentativ weitergeben. Die Kommunikation, in der dies geschieht, ist genauso entscheidend. Zudem ist es eine besondere Aufgabe des Religionsunterrichtes, aber auch der Predigt, nicht nur über den Glauben und seine Inhalte zu reflektieren bzw. sie als konfessorische Behauptungen zu „lernen“, sondern auf Handlungszusammenhänge, Geschichten und *Vorgänge hinzudeuten* und *darin* den Geist Gottes und das Evangelium zu entdecken. Es gehört zur „Hermeneutik“, zur Übersetzungsaufgabe des Evangeliums in das Leben hinein, daß dieses

³ Vgl. dazu W. Zauner, Diakonie als pastorale Tätigkeit, in: H. Erharder (Hg.), Prophetische Diakonie. Impulse und Modelle für eine zukunftsorientierte Pastoral, Wien 1979, 147–159, hier 149; A. Hollweg, Gruppe-Gesellschaft-Diakonie. Praktische Erfahrung und theologisches Erkennen, Stuttgart 1976, 229.

Evangelium in den realen Handlungen und Strukturen der Gegenwart aufgesucht wird bzw. daß deutlich genug gesagt wird, wo es real ganz und gar nicht zum Zuge kommt! Wir brauchen Beispiele und Vorbilder⁴ (aber auch Kontrastgeschichten negativer Art), um in der Gegenwart selber die Deuteraufgabe wahrnehmen zu können, die Gott im Bezug auf Jesus einlöste, als er ihn in der Taufe als seinen geliebten Sohn identifizierte. So sollten Religionslehrer und Pfarrer, wenn sie den Unterricht bzw. die Predigt vorbereiten, nicht immer zuerst in das Bücherregal langen, sondern zu den Quellen greifen, in denen gegenwärtiges Leben erfahren und erzählt wird (in Begegnungen, in Zeitungen und vor allem in der gegenwärtigen Literatur!). Am wirksamsten ist es, wenn die Schüler und Zuhörer selbst ihre Situationen und Erfahrungsgeschichten erzählen können und in diesen Vollzügen ganz bestimmte biblische Texte oder auch dogmatische Inhalte entdeckend wahrnehmen und von daher entsprechend handeln. Dann zeigt sich, wie Verkündigung im Leben beheimatet ist und wie das Leben seine Heimat im Evangelium findet.

Wenn wir daran glauben, daß die Begegnung mit den Schwachen und Notleidenden selbst etwas mit Gott zu tun hat (und das Handeln Jesu spricht eindeutig dafür), dann ist es auch höchst notwendig, von *solchen* Interaktionen her über Gott nachzudenken und in diesen Begegnungen *Christus* als den *Leidenden* bzw. als den *helfenden Bruder* zu erfahren.

5. Prophetische Kraft der Benachteiligten und Kleinen

Wie wichtig der einzelne Notleidende und Kleine in unserer Gesellschaft als Subjekt christlicher Gemeindebildung und Verkündigung ist, ist mir vor Jahren einmal in einer Begegnung aufgegangen. Ich war in Nürnberg Kaplan in einer Arbeitergemeinde, in der sich auch das Obdachlosen asyl befand. Man kann sich gut vorstellen, daß daher an unserer Haustür allerhand los war. Ein Obdachloser kam regelmäßig, um seine Essensmarken und manchmal auch Geld zu erhalten. Wir unterstellten diesen Männern, daß sie nur etwas *haben* wollten, und behandelten sie im Grunde als Objekte unserer Hilfsbereitschaft. Bis mir einmal etwas Entscheidendes aufging. Ich hatte damals etwas mehr Zeit und fing mit ihm ein Gespräch an: ich gab diesem Mann endlich die Möglichkeit zu einer Begegnung, in der er selbst die Fassaden des Habenwollens abstreifen und von sich erzählen konnte. Im Zuhören wuchs meine Erschütterung und ich merkte immer mehr, daß hier jemand steht, der in seinen Erfahrungen mit Kirche und Mensch und auch mit Gott Prophetisches für Christ und Kirche zu sagen hat. Was er erzählte, war und ist als Kritik für mich und die Kirche wichtig!

Es wäre gut gewesen, hätte es in unserer Kirche eine kommunikative Form gegeben, in der dieser Mann seine Erfahrung in der Verkündigung aussprechen hätte können. Mir war klar, daß seine Geschichte in der Gemeinde zu Wort hätte kommen müssen. In dieser Begegnung ist mir aufgegangen, daß wir gerade solche Menschen als Subjekte wahrnehmen sollten, die von ihrer eigenen Erfahrungswelt her etwas ganz Entscheidendes zu *geben* haben, die für die Verkündigung wichtig, ja theologisch „verdächtig“ sind! Von daher verstehe ich die Handlung Jesu, wenn er das Kind in die Mitte stellt und es nicht nur zum Adressaten unseres Hilfehandelns, sondern zum inhaltlichen Maßstab dafür macht, wie man mit dem Reich Gottes umzugehen hat. Der Schwache und „Stig-

⁴ Vgl. dazu das neu aufgekommene Interesse an Vorbild und Biographie bei G. Biemer/A. Biesinger (Hg.), *Christ werden braucht Vorbilder*, Mainz 1973 (darin besonders die Beiträge von Biemer und H. P. Siller).

matisierte“ muß *inhaltlich* ernst genommen werden! An Jesus läßt sich sehen: die entsprechenden Begegnungen und Handlungen sind der Ort, wo von Gott gesprochen und erzählt werden kann. So hat die Kirche nicht nur die Aufgabe, die kirchliche Lehre zu verkünden, sondern sie muß wenigstens ansatzhaft auch der soziale Raum sein, in der das, was von Gott gesagt wird, sich auch real in den Begegnungen der Menschen ereignet. So geht es z. B. nicht nur darum, den Kindern Gott „beizubringen“; man muß von vorneherein mit der Einstellung in die Kommunikation gehen: in diesen Kindern begegnet *mir* Gott, begegnet mir Christus! Die anderen sind nicht Objekte unserer Indoktrination, sondern Subjekte unserer gemeinsamen Geisterfahrung.

Die unheilvolle Spaltung zwischen der Lehre der Kirche in ihren kognitiv-begrifflichen Zusammenhängen und dem Verhalten der Menschen mit allen Emotionen und Begegnungserfahrungen muß einem intensiven Ineinander beider Dimensionen weichen, so daß eine entsprechende Kommunikation in der Lehre entsteht und daß die entsprechende Lehre in der Kommunikation Platz greift. Wer das Evangelium verkündet, dem muß es deshalb um die Erlösung und Befreiung seiner selbst *und* von daher auch der anderen gehen. Dies hat dann auch die Weise des Umgangs miteinander zu bestimmen. Was ich im Evangelium glaube, kann nicht in einer Begegnung vermittelt werden, bei der ich darauf aus bin, nur mich selber mächtig aufzubauen und mein Wissen als Herrschaftswissen weiterzugeben. Hierfür ist nur eine Begegnung tauglich, in der ich dem anderen auf der gleichen Ebene begegne, mich auch ein Stück von ihm und seinem Geist abhängig mache und den Ausgang unserer Begegnung offenlasse. Gerade dann, wenn die Kirche und der Christ nicht auf die wichtigsten Verkündigungsinhalte verzichten wollen, werden sie in der konkreten Begegnung mit den Menschen „absichtslos“ auf sie zugehen, d. h. den anderen nicht zum Objekt der eigenen Interessen und „Ideologearbeit“ machen, sondern sich für ihn, für seine Probleme und für seine Nöte öffnen und in ihm auch einen Partner erwarten, der für den eigenen Glauben wichtig ist. Das wäre die eigentlich kirchliche und katholische Kommunikation!

Die Schwachen und Notleidenden sind für Christen also nicht nur Menschen, die Hilfe brauchen, sondern sie erschließen in der Begegnung mit sich selber die Begegnung mit Christus, und zwar auf eine ganz realistische Weise. In der Begegnung mit ihnen wird Christologie konkret, insofern es Christus ist, der hilft, und insofern es Christus ist, der Hilfe braucht.

Nur wenn ich auf diese Weise auf die Menschen zugehe, habe ich auch das Recht, in Überzeugung von meinem Glauben zu reden und dafür Zeugnis zu geben: weil ich mir den anderen nicht verfügbar machen will und für den Bereich der Kirche rekrutieren muß, sondern weil mir der andere um seiner selbst willen wichtig ist. Wie diese Begegnung ausgeht, das hat allein Gott in der Hand!

6. Ganzheitliche Realpräsenz Christi

Die Kirche darf sich also nicht nur verengt auf die Bereiche der expliziten Verkündigung (wo über Gott gesprochen bzw. wo die entsprechende Liturgie gefeiert wird) beschränken, sondern sie macht neben seiner liturgischen Realpräsenz Christus gerade auch da real präsent, wo Christen mit hilfsbedürftigen Menschen umgehen, ihnen Hilfe geben und sie zu einem neuen Leben befreien. Das Helfen und das Befreien gehören demnach zusammen, damit das Helfen den anderen nicht abhängig macht und damit die Befreiung nicht den unmittelbar Hilfsbedürftigen aus dem Auge verliert. Damit ist also *nicht irgendeine* Art von „Sozialarbeit“ gemeint, die „identisch“ mit Kirche wäre, sondern gerade ein solches soziales Verhalten, in dem der andere nicht nur Adressat meiner Hilfe,

sondern inhaltliches Subjekt der Begegnung und der zu gestaltenden Gemeinschaft wird.

Natürlich ist die Mitte unserer Kirche die Realpräsenz Christi, die wir insbesondere im Sakrament der Eucharistie gemeinsam feiern. Wenn freilich diese Realpräsenz Christi auch noch etwas mit dem realen Leben des Jesus von Nazaret und seiner Nachfolge zu tun haben will, dann vollzieht sich diese Präsenz Christi in der Kirche nicht nur im *sakramental-verbalen* Bereich, sondern auch im *diakonalen* und *aktionalen*: insofern die Realpräsenz Jesu Christi sich auch in solchen Begegnungen realisiert, bei denen Christus uns in den Armen begegnet und wir in unserer Hilfe und Befreiung den Armen als Christus begegnen.⁵

Ohne diese (inter-)aktionale Realpräsenz Christi in unserem Verhalten ist die sakramentale Realpräsenz eine bloße liturgische Behauptung. Beides gehört aber zusammen, damit die sakramentale Realpräsenz nicht zur Kompensation unseres eigenen Nichttuns wird, und damit unsere Menschenfreundlichkeit nicht in Aktionismus landet, sondern sich von der Gnade Gottes und von der Hoffnung auf seine Zukunft beschenkt weiß (gegen alle Resignation und Gewalttätigkeit). Eucharistische und diakonale Realpräsenz des lebendigen Christus konstituieren zusammen die Kirche als den „fortlebenden Leib Christi“. Beides befruchtet sich, indem die Eucharistie uns die Kraft gibt, unter den Menschen die Liebe nicht sterben zu lassen, und indem uns die Liebe zu den Menschen deutlich macht, was es heißt, im Alltag miteinander im Geiste Christi umzugehen. So ist es durchaus berechtigt, nicht nur von einer Theologie, sondern auch von einer Theopraxis zu reden, wobei beides zusammen die Identität der Kirche, nämlich die Evangelisation ausmacht (vgl. Abschnitt 7).

Es geht nicht darum, das Christentum mit der Betonung der Handlungsebene auf die Dimension der *Leistung* zu verlagern, wodurch gerade der Indikativ unseres Glaubens, das Geschenksein Gottes, seiner Gnade und seiner Versöhnung, verloren ginge, sondern es soll der Indikativ Gottes auch auf der Handlungsebene (von Menschen in ihrem guten Sein und Tun) wahrgenommen und einsichtig gemacht werden. Dieser Indikativ Gottes ist nur durch unser eigenes entsprechendes „Begegnungshandeln“ erfahrbar. Ich meine, dies ist eine frohe und entlastende Botschaft: auch die kleinen Dinge, die vielen Investitionen an Zeit und Energie zur Wegbegleitung anderer und zum Gespräch, bei dem man oft keine Erfolge sieht, sind theologisch wichtig. Die Überschrift „Theologie“ steht nicht nur über dem Glaubensbekenntnis, sondern auch und gerade über solchen Taten. Es geht darum, diese „kleinen“ Dinge mit dem „großen“ Begriff der Theologie zu verbinden, um die Verkünder der Theologie der nötigen Ergänzungsbedürftigkeit auszusetzen und um das Selbstbewußtsein derer, die theologisch nicht viel mitreden können, die aber die Botschaft in die Tat „übersetzen“, zu heben und aufzubauen.

7. Kirche: Wirklichkeitsbereich des Evangeliums

Christliche Gemeinde beinhaltet also nicht nur die Orthodoxie, insofern nur zur Kirche gehört, wer an ihre Inhalte glaubt. Die Kirche konstituiert sich, wenn sie den Gottesbegriff des Alten und Neuen Testaments wirklich ernst nimmt, auch und vor allem auf der *Handlungsebene* in ihrem und der Christen Umgang mit den Hilfsbedürftigen, insofern letzteren Hilfe und Befreiung geschenkt wird bzw. indem Christen für die Armen und Benachteiligten solidarisch Partei ergreifen und politisch handeln. Im Zusammenhang

⁵ Vgl. dazu H. Schuster, Sakrament und Diakonie, in: Erharter (Hg.), Diakonie 273–291, hier 287 ff.

mit solchen Begegnungen und Handlungen können wir dann auch wieder in einer neuen Weise damit anfangen, unsere alten Erinnerungen an den biblischen Gott auszusprechen und mit *diesen* Taten zu identifizieren.

Ein solches Verhalten hat natürlich ideologiekritische Wirkungen, insofern Kirche als Bereich von Menschen, die alle „einer Meinung“ sind, gesprengt und entgrenzt wird: in Richtung auf eine Gemeinschaft, in der die Hilfsbedürftigen zum inneren Kern schon allein deswegen gehören, weil sie Hilfe und Befreiung nötig haben (und nicht etwa deswegen, weil sie katholisch sind). Die Diakonie hat also die ganz entscheidende Wirkung, vom Handeln Jesu her ungedeckte Grenzziehungen zu vermeiden und die Kirche immer wieder auf die Leidenden hin zu öffnen.

Solche „Evangelisierung“ (die Verkündigung der Botschaft in Wort und Tat, was zugleich die Identität der Kirche *ist*)⁶ geht davon aus, daß das Evangelium das *ganze* Leben von Mensch und Gesellschaft zu erreichen und zu durchdringen hat. Evangelium ist nicht nur etwas, was in der Verkündigung besprochen und in der Liturgie gefeiert wird, sondern es bestimmt die Kirche als Sakrament des Heiles für die Welt, insofern die Kirche durch sich und über sich hinaus möglichst viel Handeln und Begegnen, Gemeinschaft und Solidarität darstellt, wodurch die Frohe Botschaft in der realen Begegnung mit den Christen erfahrbar wird. Wenn das Evangelium derartig in der Situation der Welt und der Menschen „geerdet“ wird, dann ist nur zu einsichtig, daß christliche Verkündigung gerade die Orte aufspürt, wo Menschen leiden, wo sie in Not sind, wo sie benachteiligt werden. Dies sind die neuralgischen Stellen, die das Evangelium entdecken hilft, an denen sich deshalb Kirche und Christ immer auch zuerst verausgaben müssen. Deshalb kann eine richtige Theologie und Praxis der Evangelisation nicht ohne die entscheidenden Grundoptionen für die jeweils Kleinen und Schwachen auskommen.

Jede Theologie und auch jede Bibellektüre, die nicht deutlich genug von solchen Optionen für die Benachteiligten ausgeht, kann nur allzu leicht dazu benutzt werden, zur Stabilisierung der Mächtigen und der ungerechten Verhältnisse mißbraucht zu werden. In der wesentlichen und unaufgebbaren Verbindung von Glaube und Handeln, Orthodoxie und Orthopraxis erweist sich der Umgang des Sich-gegenseitig-Helfens, -Befreiens und -Befreienlassens als die Handlungsbasis, von der her der Glaube Leben gewinnt. Und umgekehrt: der Glaube ist der Ort und die Hoffnungsbasis, worin das entsprechende Handeln und die nötige Solidarität ihre Kraftquelle, inhaltliche Ausrichtung und Zukunft bekommen.

Demgegenüber erfährt man in der gegenwärtigen Kirche eine unangemessene Überbetonung: was man mit Kirche und ihrer Mitgliedschaft assoziiert, wird hauptsächlich im Bereich der Zustimmung zur Lehre eingeholt. An diesem Punkt möchten die dargelegten Gedanken gegensteuern, damit der Gesamtbereich von Kirche, nämlich ihre Identität in der Evangelisation und damit in der Integration von Lehre und Leben, von Verkündigung und Wirklichkeit, wieder deutlicher und konsequenter ins Blickfeld gerät.

⁶ Vgl. das Apostolische Schreiben „*Evangelii Nuntiandi*“ von Paul VI. (vom 8. 12. 1975): „Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und eigene Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität.“ (EN 14) und: „Die Evangelisierung muß das Leben erreichen . . .“ (EN 47). Zum Begriff der Evangelisation vgl. insbesondere E. Klinger, Politik und Theologie. Eine deutsche Stellungnahme zu Puebla, in: Theologie und Glaube 71 (1981) 2, 184–207, hier 187. Zum Verhältnis von Evangelisation und Diakonie vgl. O. Fuchs, „Umstürzlerische“ Bemerkungen zur Option der Diakonie hierzulande, in: Deutscher Caritasverband (Hg.), Caritas '85 (Jahrbuch), Freiburg 1984, 18–40, hier 18–26.